

Sof- Leipzig, er Um- chl von und japani- Stoff- n und Stöcken Cacao, ort, hat brauch- reise zu Firma Stoff- geschäft 5510 che und erhand- n hat, erkauf, den die Ab- nachver- maßigen al, eig- welches en Be- achtung em Gen- er das

pecieffen Zweigen und bieten eine sichere Grundlage für die sich nötig machenden Dispositionen. Die Organisation der Bewältigung der eingehenden Aufträge ist musterhaft und das Prinzip der Arbeitsteilung überall strengstens durchgeführt. Ein jeder Beamte weiß genau, was ihm zu thun obliegt, bei der Mannigfaltigkeit der Geschäfte eine dringende Notwendigkeit, zumal auch nur achtstündige Geschäftszeit eingeführt ist: 8-12 früh und 2-6 Nachmittags. Wenn man erfährt, daß zum Beispiel in der Weichnachtszeit, wo noch Aushilfspersonal beschafft werden muß, die Post täglich 2000 bis 3000 Briefe und meist zu effectuirende Aufträge bringt, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, welche Last von Arbeit täglich in den Büreaus und Lagern des Versandgeschäfts von Mey und Eulich bewältigt wird. Was dort Alles zu haben ist und zu welchen civilen Preisen es abgeben wird, das ist aus dem auf Verlangen gratis zugesandten Catalog — 20 Druckbogen oder 328 Seiten stark! — zu ersehen; bei Bestellungen von 20 Mt. an trägt die Firma das Porto. Der Verkauf erfolgt per Cassa oder Nachnahme. Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen. Sonntags und Feiertags ist das Geschäft geschlossen, das in seiner geräuschlosen und erfolgreichen Functionirung an die Einrichtungen und Arbeitsteilung bei einem Kriegsministerium oder einer anderen hohen Behörde mit vielen Unterabteilungen erinnert. Soviele zur Orientirung über ein Weltgeschäft, wie es in dieser Art, Ausdehnung, Organisation und Vielseitigkeit im Königreich Sachsen kaum seines Gleichen haben dürfte.

Ein Deserteur.

Von der ersten Compagnie eines österreichischen Grenadier-Regimentes ist die Meldung eingelaufen: der Grenadier Walter, einer der bravsten Leute des Regimentes, fehlt seit drei Tagen, und man vermutet, er sei aus Heimweh desertirt. Oberst Strengau wendete kopfschüttelnd das Blatt hin und her: „Hm! hm! Dieses Donnerheimweh! . . . Daß doch oft gerade die besten, vorchriftsmäßigen Burschen solchen Narrheiten hulbig! Standal! Als ob der Soldat eine andere Heimath haben könne und dürfe, als seine Fahne!“ In diesem Augenblick tritt der Hauptmann der ersten Grenadier-Compagnie ein und meldet, daß der Deserteur soeben eingebracht wurde. „Herr Oberst“, spricht der Hauptmann, „ich habe den Mann auf meine Verantwortung vorerst nicht ins Stockhaus, sondern nur aufs Wachtzimmer setzen lassen.“ Der Alte mißt den Hauptmann mit erstauntem, aber nicht unfreundlichem Blick und sagt: „So? . . . Hm! Und warum thaten Sie das?“ „Herr Oberst, ich dachte, es könne vielleicht in Ihrer Absicht liegen, diesen sonst so braven Grenadier vor dem Kriegsgericht und entsetzender Strafe zu bewahren.“ „Dachten Sie das? . . . Hm! Wissen Sie, Herr Hauptmann, daß ich genau dasselbe dachte und daß ich Ihnen dankbar bin? Lassen Sie mir doch diesen immensen Heimwehschädel so gleich vorkümmern . . . und zwar ohne Eisen.“ Wenige Minuten später steht der Deserteur vor dem Obersten. Es ist ein frischer, treuherziger Sohn der Berge und blickt furchtlos in das große Auge des Gewaltigen. „Hm, Du wolltest heim, wie?“ fragte der Alte mit strengem Blicke. „Ja, Herr Oberst; — es hat mich nimmer g'litten!“ „So? . . . Hm! . . . Und warum hat's Dich nimmer g'litten?“ „Ach, Herr Oberst, zwei Jahre lang hab' ich's standhaft ertragen, hab' ohne Strafe ehrlich und treu gedient, derweil mein Herz sich gesehnt hat nach meinen Bergen, wie's Kind nach der Mutter! Und wann's Heimweh kommen ist mit all' seinen Schmerzen, so hab' ich's tapfer niederkämpft und hab' mich verträufelt auf den Tag der Befreiung. So ist's zum dritten Mal Frühjahrs worden, und ich hab' wieder Tag und Nacht an meine Berg' denken müssen, wo jetzt die Wälder und Wiesen grün werden, wo die Vögel singen und die Buben und Mabeln jodeln . . . ach, Herr, da hab' ich kein' andern Gedanken mehr gehabt, als meine Heimath, und ich hab' fort müssen, fort, und wär's auch in den Tod gangen!“ Schweigend und aufmerksam hatte der Alte auf den athletischen Burschen geblickt, der immer wärmer und wärmer geworden und nun mit glühenden Augen vor ihm steht. „So sind diese Alpenjodel!“ flüstert er dem nebenstehenden Hauptmann zu. „Unerkennliche Bergmenschen! Auf allen Schlachtfeldern schlagen sie sich wie die Teufel, und in der Kaserne . . . nichts als Heimweh, Unlust . . . Standal!“ und zu dem Missethäter gewandt, spricht er streng: „Hast Du auch bedacht, was es heißt, von der Fahne desertiren, he?“ „Ach, Herr Oberst, in selbiger Stund' hab' ich an gar nichts gedacht, als an's — Heimkommen!“ entgegnete der Gefragte treuherzig. „Das ist's ja gerade, Du satirischer Maleszkykopf!“ wettet der Alte, während ein heiterer Schein über sein Gesicht zukt; „wie kannst Du die Fahne verlassen, die zu verteidigen Du geschworen hast?“ „Ah, zum Vertheidigen wär' ich schon von selber wieder kommen. Das können S' mir gewiß glauben, Herr Oberst“, ruft der Mann mit Eifer. Der Alte wendet sich kurz ab und spricht zum Hauptmann: „Ich will diesen Heimwehsdufeler im Disciplinarwege bestrafen und

war wegen eigenmächtiger Absentirung.“ Und mit einem Blicke, vor welchem der Hauptmann lächelnd zu Boden schaut, fährt er fort: „Ich halte den Mann für . . . untauglich zu Leibesstrafen . . . Sie nicht auch, wie?“ „Sehr wohl, Herr Oberst“, entgegnete der Gefragte mit einem vor Heiterkeit strahlenden Seitenblicke auf die wahrhaft herkulische Gestalt des Grenadiers. „Hm, schön! . . . Wäre er tauglich, so beläme er natürlich seine „Bierzig“; so aber mag er fünf Tage im Einsamen sitzen und darüber nachdenken, daß die wahre Heimath des Soldaten nicht zwischen mehr oder minder grünen Waldparzellen, sondern unter der schwarzen Fahne ist und das Reglement vom Heimweh nichts weiß.“ Und zu dem über solche Milde erstaunten Sünder spricht er: „Hast Du verstanden, Du närrischer Ausreißer, he?“ „Ja, Herr Oberst.“ „Und willst Du wieder davonlaufen? Wie?“ „So lang ich solch 'nen Oberst hab' — nimmer!“ „Run gut!“ . . . Kehrt Euch! Marsch!“

Ein Jahr später steht das Regiment im heißen Kampfe um Ponto Vecchio di Magenta. Soeben ist das Grenadier-Bataillon in unwiderstehlichem Anlaufe in den Ort eingedrungen und setzt die Häuser von Franzosen rein. An der Spitze der übrigen Bataillone folgt Oberst Strengau. Mit augenscheinlicher Befriedigung lauscht er dem triumphirenden „Hurrah“ seiner in den Häusern „wirthschaftenden“ Grenadiere. Mit einem Male schießt aus einem der nächsten Fenster ein Franzose zappelnd kopfüber auf die Straße nieder und bleibt leblos liegen. Am Fenster aber erscheint die athletische Wüste des Grenadiers Walter, der seinem Opfer noch einen schallenden Jodler nachsendet und dann im Innern des Gebäudes verschwindet. „Donner“, murmelte der Alte, „diesen elementaren Kraftmaier sollt ich ja kennen!“ Und mit mitleidigem Blicke auf den todtten Franzosen fuhr er fort: „Armer Teufel, wie konntest Du auch mit diesem ungeheuren Alpenseppel raufen wollen!“ — — — Es ist Abend. Das Regiment hat den Befehl erhalten, Ponto Vecchio di Magenta zu räumen und weicht langsam zurück, gefolgt von dem übermächtig nachdrängenden Feinde. Der Alte ist überall; sein donnernder Ruf elektrisirt die todtmüden Kämpfer und wie heftig die Truppen des Gegners auch nachstürmen, sie prallen immer wieder zurück vor den streitfertigen Kolben und Bajonetten. Auf Büchenschußweite hinter dem Ort nimmt das Regiment wieder Stellung und weist den letzten Angriff des Feindes blutig zurück. Bei dieser Gelegenheit geräth die Fahne des Grenadier-Bataillons in die äußerste Gefahr. Ein Haufen Franzosen hat den Fahnenführer umringt; schon sinkt er blutend zu Boden und mehrere Feinde bemühen sich, dem starken Manne die Fahne aus den krampfhaft geschlossenen Händen zu reißen. Da springt, einem Rasenden gleich, ein Grenadier mitten hinein, ihm nach acht oder zehn Kameraden, und es entpinnst sich nun ein furchtbarer Kampf um die hin und her gezerrte Fahne, welche die blutigen Hände des sterbenden Führers noch immer gefaßt halten. Den zerschmetternden Kolbenschlägen der baumstarken Grenadiere vermögen die Franzosen nicht lange zu widerstehen. Bald sind mehrere erschlagen, andere verwundet und wild fluchend reißen die Uebrigen aus. Neben dem todtten Fahnenführer aber lehnt, halb ohnmächtig, blutend aus mehreren Wunden, der Grenadier Walter und hält mit der einen Hand die gerettete Fahne, mit der anderen den Hals eines todtten Franzosen umklammert. So findet ihn der herransprengende Oberst. „Herr Oberleutnant“, ruft dieser seinem Adjutanten zu, „notiren Sie mir, was von diesen Berserkern noch lebendig ist! . . . Beim Donner! Ihr sollt Eure Medaillen haben, Ihr sabelhaften Kolbendrescher!“ Und auf Walter weisend, spricht er fast zärtlich. „Habt mir diesen blutigen Hercules auf und sorgt für ihn, wie für meinen Sohn!“ „Hab' ich's nit gesagt, Herr Oberst“, ruft stolz und freudig der Verwundete, „wenn's einmal heißt, die Fahne' vertheidigen, dann komm ich schon von selber!“ Ueber das Gesicht des Alten zuckt es wie Rührung und leise murmelte er vor sich hin: „Räthselhafte Bergmenschen! . . . Laufen im Frieden von der Fahne weg und — retten sie im Kriege!“

Bermischte Nachrichten.

— Blutvergiftungen durch unvorsichtige Hühneroperationen wiederholen sich trotz aller Warnungen und Mahnungen dennoch immer wieder. Ein in Berlin in der Urbanstraße wohnender Kaufmann Winterfeld hatte versucht, sich selbst ein Hühnerauge zu operiren, dabei aber zu tief geschnitten. Herr W. beachtete trotz des Schmerzes die Wunde nicht und versuchte, seinen Geschäften weiter nachzugehen. Kurze Zeit darauf schwoll jedoch der Fuß derart an und zeigte eine so brandige Entzündung, daß W. ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Derselbe wurde nach der Klinik überführt und ihm dort, da die Blutvergiftung bereits zu weit vorgeschritten war, der Fuß amputirt. Trotz der sorgfältigsten Pflege ist W. an den Folgen der Blutvergiftung gestorben.

— Der Roman einer Frau. Ein schreckliches Ende fand eine durch ihre Schönheit weit berühmte Dame aus Georgien (Vereinigte Staaten von Amerika). Nach dem Kriege mit den Südstaaten kam das schöne Mädchen mit den Eltern nach Newyork. Die Eltern hatten den früheren Wohlstand verloren, besaßen aber anscheinend genug, um in Astorhouse, dem vornehmsten Gasthose Newyorks, zu wohnen. Dort lernte ein reicher Newyorker das Mädchen kennen und führte sie als Frau heim. Eine Zeit lebte das Paar glücklich, bis die Ehe plötzlich getrennt wurde. Als der Gatte eines Abends seine Schwester besuchen wollte, wurde er von seiner geschiedenen Frau auf der Treppe erschossen. Die Georgierin ergriff die Flucht, lernte auf dem Dampfer, der sie übers Meer führte, den damaligen Attaché der französischen Gesandtschaft in Washington, einen Grafen Bourtales, kennen und sie wurde Gräfin Bourtales. Als solche erregte sie in der feinen Welt von Paris Aufsehen. Nach Washington zurückgekehrt, hörte der Graf, wie sich die Gräfin früher aufgeführt, und er war gezwungen, seine Regierung um Verlegung anzugehen. Der Graf nahm die schöne Gräfin mit nach Yokohama in Japan. Dort fesselte die schöne Gräfin den ersten Minister des Mikado und die schöne Frau ließ sich ebenfalls fesseln und lebte fortan als Geliebte des hohen japanesischen Würdenträgers, nachdem der Graf sie verlassen hatte. Der Minister ward jedoch in Anziehungskraft von Anderen übertroffen. Das japanesische Gesetz bestraft Untreue streng; ganz patriarchalisch überläßt das Gesetz die Strafe dem beleidigten Theile. Eines Abends traten zwei maskirte Personen in das Gemach der Gräfin, warfen ihr eine Schlinge um den Hals und erwürgten sie. Die Leiche wurde dann in einen Sack gesteckt und in den Fluß geworfen.

— Frankfurt a. M. Ein junges, blühendes Mädchen aus guter Familie in Bockenheim, das seit einiger Zeit Braut ist, stieß sich letzte Woche an dem eisernen Haken eines Fensters und zog sich eine ziemlich tiefe Wunde am Kopfe zu. Das Mädchen erkrankte bedenklich und verlor die Sprache. Eine Anzahl Aerzte, unter denen sich auch ein aus Berlin gerufener Professor befand, erklärten, daß ein Tropfen Blut in das Gehirn eingetreten sei und den Sprachverlust herbeigeführt habe, eine Operation sei unmöglich und die Kranke unheilbar. Der Schmerz des Bräutigams und der Eltern läßt sich nicht beschreiben.

— Siebt es noch eine Gerechtigkeit auf Erden? Vor dem Gymnasium hält ein Wagen mit einem Esel bespannt. Der Besizer des Fuhrwerks hat sich entfernt, und da gerade Frei Viertelstunde ist, so vergnügen sich die größeren Zöglinge, Freund Langohr auf allerlei Art zu naden. Ein kleiner Quartaner sieht als Zuschauer dabei und freut sich der Späße seiner Kameraden. Plötzlich kehrt der Besizer des geneckten Esels zurück; die größeren Knaben ergreifen die Flucht, und nur der kleine Quartaner, im Gefühl seiner Unschuld, bleibt ruhig stehen. Doch das Unglück schreiet schnell! Der Mann, keinen anderen Gegenstand seiner Rache erspähend, giebt dem armen unschuldigen Jungen eine Ohrfeige. Heulend läuft dieser ins Haus hinein, um dem Rektor sein Leid zu klagen und ihn als Rächer seiner Unschuld anzurufen. In der Eile und Bestürzung rennt er jedoch an einen die Treppe gerade herunter kommenden Lehrer, und — schwupp! — hat er die zweite Ohrfeige. In seiner Bedrängniß eilt der arme Knabe zum Rektor. Von diesem um die Ursache seines Heulens gefragt, bringt er endlich stotternd heraus: „Ach Gott, der Herr Lehrer hat mir eine Ohrfeige gegeben und — ich habe dem Esel doch gar nichts gethan!“ — Schwupp, hat er die dritte Ohrfeige. Wie soll da in einem jungen Gemüthe der Glaube an Gerechtigkeit geweckt und belebt werden?

— „Nu aber raus!“ An einem Berliner Stammtisch wurde folgende Räthselfrage zur Lösung gestellt: „Welcher Unterschied ist zwischen dem jetzigen preußischen Minister des Innern und dem jetzigen Leibarzt des Reichskanzlers vorhanden?“ Die unfindbare Antwort lautete dahin: „Der jetzige Minister des Innern ist der Better des Kanzlers, der jetzige Leibarzt aber dessen Entfetter!“ Die Wirkung, welche dieser Kalauer auf alle Anwesenden machte, war geradezu verblüffend. Erst nachdem sich die Gesellschaft von dem ihr zugefügten Schrecken erholt hatte, raffte sie sich zu dem vernichtenden Urtheilspruch auf: „Nu aber raus!“

— Militärische Steigerung. Eine junge Dame begegnete auf ihrer Hochzeitsreise in Neapel einer ihrer gleichfalls erst kurz verheiratheten Freundin: „Und Dein Mann?“ — „Und der Deinige?“ — „Während der ersten Zeit war er höchst liebenswürdig, von einer Sorgfalt für mich! Aber jetzt fängt er schon an, sich ein wenig in Reserve zu halten.“ Die Freundin erwiderte ganz trocken: „Der meinige ist schon in der Landwehr.“

— Ein Professor befand sich in einer Gesellschaft und war beim Essen sehr zerstreut. Ein nebenstehender Herr machte ihn aufmerksam: „Aber, Herr Professor, Sie nehmen ja den Braten mit den Fingern!“ — Professor: „Ach so, entschuldigen Sie, ich glaubte, es wäre Spinat!“